

Athenbrödel Landwirtschaft werde zum Fürstentum, so schloß Herr v. Blöb seinen Speech.

Im Vorpiel des Herrn v. Blöb war alles im Reim enthalten, was nunmehr folgte. Nur der Grad des Temperaments machte die Steigerung aus — und jeder der Redner suchte den anderen durch pathetisches Draufgängertum zu schlagen. Auf den wehmüthigsten Blöb folgte der Keulenschwinger Dr. Suchsland. Er sprach vom Programm des Bundes, das nach „allen Regeln der Kunst und Wissenschaft“ entstanden sei. Der Bund kämpfe, bewehrt mit der ganzen Bildung unseres Jahrhunderts. Das imponierte den Wäuerlichen vom Berg ganz gewaltig, so gewaltig, daß sie in ihrer Audacht zu applaudieren vergaßen. Die im Thal aber legten keinen Wert auf den Anspruch. An Mitglieder zählte der Bund zur Zeit rund 100 000. Freilich, und hier wurde der Doktor sehr, sehr melancholisch und seine Stimme zitterte in Rührung, mußten 24 000 Mitglieder im Vorjahr aus den Listen gestrichen werden, weil sie ihre Beiträge nicht zahlten oder nicht mehr zahlen konnten. Die Aermsten, so sehr stecken sie im Elend. Mit Entrüstung wies Herr Suchsland die Behauptungen zurück, nach denen die Großgrundbesitzer und Ostelbier im Bunde überwiegen. Circa 80 000 Mitglieder seien Westelbier; und im ganzen zählten nur zwei Prozent der Mitglieder mehr als 20 Mk an Jahresbeiträgen ein und 73 Prozent zahlten bis zu 2 Mk. Herr Suchsland pries die Stunde, da Caprivi fiel, und das Stichwort Caprivi erbitterte das Thal. Ein kräftiges Schweinehund — ich citiere wörtlich — vernahm man bis zu den Tischen der Journalisten. Sehr übel kam Berlin und der „Städtebund“, der kürzlich hier tagte, fort. Als das Wort Städtebund fiel, da lachte das Thal a tempo: Ha! ha! ha! Berlin sei nicht zu übermüthig! Zu drei Vierteln ist es das Produkt des Bundes. 30 000 Wohnungen stehen heute leer. Es werde aber noch besser kommen! Mit diesem Kriegsruf: Anti-Berlin, schloß Dr. Suchsland.

Dr. Köstke, ein Bruder des Berliner Großbauers, wenn ich nicht irre, war der zweite Hauptreferent. Er traf nicht den Bolton, auf den die Versammlung gestimmt war. Er donnerte gegen das Volk von Palästina, das die kapitalistische Krankheit eingeschleppt habe. Er war es auch, der dem ländlichen Arbeiterstand zusagte: Ihr gehört zu uns. Sonst wurde des ländlichen Arbeiterstandes kaum gedacht; und ich erinnerte mich, als ich die strophende Phrase Köstkes hörte, der östlichen Dienstverhältnisse und des grimmig satirischen Wortes, das in einem Volkslied des steirischen Abgeordneten Morre, im Rullex vorkommt. Bauernbärte jagt einen alten, weiblichen Diensthofen bei Nacht und Nebel vom Hofe; und das alte Weiblein in seiner ohnmächtigen Verzweiflung wendet sich zum Bauern und ruft erbittert, daß es aus dem armen Bett gerissen sei: Den Schlaf darfst ma nüt nehmen, Bauer, den hon i von mein Herrgott!

Auch Dr. Köstke hieb auf die Oberflächlichkeit der Regierung ein. Die Gemeingefährlichkeit wies er emphatisch zurück: „nur Gott und das eigene Gewissen kann richten über unsere Königsstreue. Was beweise das Gejohle des großstädtischen Mobs?“

Nun kam die Verlesung der Glückwunschtelegramme daran. Es waren ihrer merkwürdig viele von Antisemiten Oesterreichs, insbesondere Wiens eingetroffen, darunter ein unverfälschter Schöner mit dem Ausruf: Wann wird sie endlich enden die hismarcklose, die schreckliche Zeit? Nicht gerade statlich war die Zahl deutscher Telegramme.

Nach dem hochgeschwellten Pathos der bürgerlichen Doktoren war es eine willkommene Abwechslung, edelmännische Ironie und die scharfschneidigen deutschen Soldatenklänge zu vernehmen, die am lautesten Major v. Doe, ein straffer Schlesier, vorzubringen verstand. Der Ostpreuse Herr v. d. Gröben stellte sich ebenfalls als gemeingefährlich vor. Er moquirte sich über den „angenehmen“ Reichstag, den er besonders in sein Herz geschlossen hat. Er beklagte den Mangel an Höflichkeit bei der Regierung, sprach von der hervorragenden Bedeutung der Doppelwährungsmänner, der echtdeutschen Männer, der Kanitz und Kardorff. (Warum nur befaßt er sich nicht auf Dr. Arendt?) Aber in seiner eklektisch-arithmetischen Art meinte er, man solle nicht schreien. Die Zeit der Erfüllung werde kommen auch ohne Geschrei.

Dies gefiel Herrn v. Dieß-Daber nicht. Der Alte dachte Berlinisch: Feste um sich haun. Er wurde populär so zu sagen. Was die Regierung denkt, kann uns schnuppe sein, rief er ins Haus; und ergrimmt, wie weitand Göy der Verlichinger, sagte er im Hinblick auf den Minister Hammerstein und Herrn v. Bennigsen, der im Vorjahre schon das Wort gemeingefährlich aussprach: Die Königsstreue in allen Ehren, aber die Herren aus Hannover „können uns

sonst was ...“ Die armen Hamdörferchen. Ich wußte nicht, wie tief sie unter Preußenwürde stehen. Gleich kräftig sekundierte Herr v. Doe, der 27 Jahre lang unter drei Königen als Offizier seine Loyalität bewiesen hat.

Wer sollte die preussischen Draufgänger noch überbieten. Nicht Graf Kanitz vermochte es; nicht Dr. Dertel von der Deutschen Tageszeitung, der die Weltanschauung des Bärenjobbers und Judentums mit dem geistlichen Glühlicht verglich, indes die Bündler für die Weltanschauung der Sonnenstrahlen kämpften; nicht der Oberfranke Weilenbeck, die einzige sächsischdeutsche unter so vielen schnarrenden Stimmen, der ein vielfaches „Bravo, Bayer“ erzielte. Es war Feld Liebermann v. Sonnenberg, dem enthusiastischer noch zugejubelt wurde, als dem Grafen Kanitz; geschickt war es arrangiert, daß Liebermanns Speech als letzte Glanznummer aufgespart war, um die erschlagenen Hörer zu ermuntern. Ein dröhnendes Finales! Und wie Herr v. d. Gröben anfang: Schreien wir nicht!, so schloß Herr Liebermann: Schreien wir erst recht! Seien wir stolze Wesen! Seien wir gemeingefährlich! Aber in dem Sinne, gefährlich dem Gemeinen! Und als käme er aus Herrn von Köllers Schule, so passierte ihm noch das Malheur, daß er die Verse aus dem Niesentränlein „der Bauer ist kein Spielzeug“ dem urdeutschen Dichter Hlond zuschrieb. Warum sie auch dem Franzmann und Emigranten Chamisso gönnen.

Die Circusvorstellung war zu Ende. Herr Direktor Busch hatte seinen Circus ohne Entgelt zur Verfügung gestellt und ein Hoch so donnernd laut wie das für Liebermann lohnte dem Gönner. Herr v. Blöb ermahnte die Seinen zur Dankbarkeit, zum fleißigen Besuche des Circus Busch. So werden die Wunder und Wasserläufe, die schwimmenden Rixen und schwimmenden Elefanten des Circus unsere Gäste vom Lande aber die Not der Zeit hinwegjagen. Kolon.

Politische Uebersicht.

Im Reichstag hat die Konstatierung der Thatfache, daß die Militärverwaltung von den Leder- und Luchlieferanten übervotheilt werde, zu wiederholten Debatten und lebhaften Angriffen auf die Militärverwaltung geführt. Und doch sind das Dogmatellen gegenüber der Ausplünderung der finanziellen Mittel des Reiches durch den deutschen Pulverring. Und wieder ist es die Militärverwaltung, die geschoren wird. In einer Broschüre über den deutschen Pulverring und das Militärpulvergeschäft von G. Feuchter* wird von sachkundiger Hand das reichsfeindliche Treiben des Pulverringes, an dessen Spitze patriotische Männer, die Herren J. N. Heidemann in Köln, Geh. Kommerzienrat Dittenhofer in Rottweil, Geh. Kommerzienrat Dr. R. v. Steiner in Stuttgart und Bankdirektor F. Königs in Köln stehen, in zahlenmäßiger Darstellung aufgedeckt. Hier nur einige Angaben: An die Firma Krupp wird das alte prismatische Pulver (Marke P. P. C/82 und P. P. C/85) zu 1.25 Mk., an die deutsche Heeresverwaltung aber zu 1.80 Mk. und in den meisten Fällen zu 2.10 pro Kilogramm verkauft! Die Gesamtherstellungskosten dieses Pulvers belaufen sich auf etwa 1.05 Mk. pro Kilogramm. Also Verkaufsgewinn dem Staat gegenüber 100 Prozent!

Für das neue rauchschwache Geschützpulver (sogen. Wäpelpulver, Marke W. P. C/89 und C/90) zahlt Krupp, soweit er es zu seinem eigenen Bedarf benötigt, 8 Mk. und wo er dasselbe auf Rechnung des Auslandes bezieht, 8.80 bis 9 Mk. pro Kilogr. Der deutschen Militärverwaltung aber ist dieses Pulver von 8.75 bis 10.25 Mk., durchschnittlich zu 9.04 Mk. berechnet worden! Fabrikationswert etwa 4.80 Mk. pro Kilogr., also Reingewinn über 100 Prozent.

Für ein im Jahre 1893 erstmals fabriziertes Geschützpulver (sogen. Köpypulver, Marke R. 93) zahlte Krupp 8.80 Mk., die deutsche Militärverwaltung aber 11 Mk.! Herstellungskosten etwa 4.45 Mk. pro Kilogr., Reingewinn fast 150 Prozent.

Der Absatz in den rauchschwachen Gewehrpulverforten umfaßt zwei Perioden und zwar die des Rottweiler chemischen Pulvers (Marke R. C. P.) und die des Gewehrblättchenpulvers (Marke G. Bl. P. M. 88 und M. 88/91). Das erstere wurde ausschließlich an die deutsche Heeresverwaltung und zwar zu 7.80 Mk., später zu 7.36 Mk. pro Kilogr. verkauft. Wie hoch sich hier die Herstellungskosten belaufen, kann nicht angegeben werden.

Die zweite Periode umfaßt die Fabrikation des Gewehr-

blättchenpulvers. Für dieses mögen sich die Herstellungskosten auf etwa 5 Mk. pro Kilogr. belaufen. Verkauft wurde dasselbe an die deutsche Metallpatronenfabrik in Karlsruhe für Rechnung des Auslandes ursprünglich zu 10 Mk., bald aber zu 9 Mk. und 8.15 Mk. pro Kilogr., an die deutsche Heeresverwaltung aber ursprünglich zu 12.22 Mk., herabgesetzt nach und nach auf 10 Mk. und in gewissen Fällen auf 9 Mk., durchschnittlich zu 10.35 Mk. pro Kilogr. Reingewinn über 100 Prozent!

Diesen exorbitanten Militärpulverpreisen gegenüber nehmen sich die Netto-Verkaufspreise der verschiedenen Handelspulver mit durchschnittlich 55 bis 60 Pfg. pro Kilogr. lächerlich gering aus. Hier trägt der Abnehmer keine Nebenspesen, während bei den Militärpulverlieferungen sämtliche Frachten, Transport- und anderen Kosten liquidirt werden; ja selbst das bei den Abnahmeprüfungen der militärischen Kommissionen zur Verfügung gestellte Probepulver wird den Militärbehörden berechnet.

So bezahlt sich ein Massenartikel, der in kolossalen Mengen hergestellt und verbraucht wird, ein Artikel, dessen Zweck einzig und allein darin besteht, in die Luft verpufft zu werden.

Welche Umstände veranlassen die deutschen Militärbehörden, solche exorbitante Preise an die Ringfabriken zu bezahlen? Und hat man höheren Orts Kenntnis von der unumstößlichen Thatfache, daß dem deutschen Staat das Pulver aus diesen Fabriken um 18 bis 25 Prozent, ja sogar um 68 Prozent (1.25 : 2.10 Mk.) höher berechnet wird, als den übrigen Abnehmern, z. B. der Firma Krupp und der deutschen Metallpatronenfabrik, beziehungsweise dem Ausland?

Sehe des deutschen Reichstages muß es sein, dem Militärpulvergeschäft seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen und eine gründliche Untersuchung der auf diesem Gebiete herrschenden faulen Zustände herbeizuführen. Welch praktischen Wert hat überhaupt das Kontroll- und Geldbewilligungsrecht der deutschen Volksvertretung, wenn trotz der Ausbildung desselben eine solche Wirtschaft sich ermöglichen läßt, wie sie uns beim Pulver-Ring gegenübertritt? Und steht nicht zu befürchten, daß überhaupt auf dem Gebiete des Militärpulvergeschäftes die Ausdehnung eines viel größeren Umfang angenommen haben, als man nur ahnt? Darum unterbinde man diesen Schmarotzergewilden die Lebensader, damit sie nicht weiter wuchern an Volkskörper und dem ohnedies schwerfichen deutschen Staatsniel auch noch den letzten Rest seines Lebensmarktes aus den Knochen saugen.

Deutsches Reich.

Parlamentarbrief.

B. Berlin, 18. Febr. Die Beratung des Antrages unserer Fraktion auf Schaffung eines freihändlerischen Vereinsgesetzes für Deutschland, womit die Beratung eines freihändlerischen Antrages über den gleichen Gegenstand verbunden war, nahm heute einen dritten Beratungstag vollständig in Anspruch. Die Verhandlungen endeten mit der Ueberweisung beider Anträge in eine Kommission von 21 Mitgliedern. Dieses Ergebnis, das gegen die Stimmen der Konservativen und eines Teils der National-Liberalen erzielt wurde, ist immerhin noch besser, als sich erwarten ließ, sobald das Centrum seine Absicht ausgesprochen hatte, die Lösung der Aufgabe dem Bundesrat durch eine Resolution zuzuschreiben. Von dieser Absicht ist es zurückgekommen, nachdem heute Minister v. Voelttker erklärt hatte, daß die Initiative für eine gemeinsame Vereinsgesetzgebung dem Reichstage zufallen müsse. Freilich wäre es nun sehr verwegen, daraufhin zu hoffen, wir dürften für die nächste Zukunft auf ein freihändlerisches deutsches Vereinsrecht rechnen. Von dem Widerstand der reaktionären Parteien im Schoße des Parlaments selber abgesehen, bleibt immer noch der Bundesrat übrig, dessen Meinung der neue Minister des Innern, Herr von der Neke, wohl ganz richtig voraus gahnt hat, als er heute sagte, die vorliegenden Anträge dürften von den Regierungen kaum als Grundbedingung für ein brauchbares Vereinsgesetz angesehen werden. Der Nachfolger Köllers ist der Typus des vorrefekten, preussischen Beamten. Auf den Naturburschen ist der Mann ohne hervorragende persönliche Eigenschaften, der Mann, der auf Formen Wert legt und von feiner Höflichkeit ist, der Mann der fleißigen Mittelmäßigkeit gefolgt, wie ihn die höhere Verwaltungskarriere zu Duzenden produziert. Das zeigte seine Jungferrede im Reichstag. Sie begann mit einem allerdings recht verbrauchten Citat aus Aristoteles. Das war charakteristisch. Herr von der Neke legt darauf Wert, daß man ihm Bildung zuschreibt. So blamieren wir der edle Mathias v. Köller, der ruskische Besucher von Kunst und Litteratur, wird er sich nicht. Was aber seine politischen Grundanschauungen betrifft, so gilt das alte

Sie eilte hinaus — er vermochte sie nicht zu halten — kehrte aber schon nach wenigen Minuten mit schreckensbleichem Gesicht zurück.

„Papa!“ rief sie noch auf der Schwelle in höchster Angst. „Er macht nicht auf. Er hat von innen zugeschlossen. Ich habe gepocht, so laut ich konnte, und gerufen, daß ich es wäre. Ach, Papa, ich habe so schreckliche Angst! Wenn er sich etwa . . . Sollten wir nicht die Thüre aufbrechen lassen?“

Doktor Huhn sprang auf. „Mein Gott!“ rief er bestürzt und wollte hinüberlaufen; aber auf der Schwelle blieb er stehen, griff sich an die Stirn, schüttelte den Kopf und lächelte trüblich. „Es wird was anderes sein — laß ihn nur schlafen!“

Da ließ sich Lisbeth in den alten Korbsessel am Tische fallen und schlug, vor Scham erglühend, die Hände vor das Gesicht.

Sechster Tag.

Doktor Huhn hatte am Morgen des anderen Tages, bevor er seinen Unterricht begann, einen Spaziergang nach Neustadt gemacht.

Es war ein trüber Morgen, ein trostloses Wetter im Grunde, ein kalter Nebel, der sich allmählich in einen feinen Regen auflöste. Das war schlimmer als ein ehrlicher Frost und als ein tüchtiger Regen und dennoch eine Art Erfrischung nach der durchwachten Nacht, von der ihm noch die Augenlider brannten, die Nerven zitterten und alle Muskeln schmerzten. Er trug einen Brief in der Tasche, den er der Sicherheit halber selber auf dem Postamt einstecken wollte — einen langen Brief an seine Stiefschwester, Frau Verhaes.

Erst hatte er gar nicht schreiben wollen, alles der Ver-

mittlung Jürgensens oder des Leutenants überlassend. Aber der Leutnant hatte ja bei seiner Plafche Trost und Vergessen gesucht und — man konnte nicht wissen auf wie lange Zeit — auch gefunden! Und Zeit war hier nicht zu verlieren.

Jürgensens verklebte Verblendung konnte auch eher Unheil stiften als eine vernünftige Lösung herbeiführen. Er war ja imstande, sie zu veranlassen, selbst herzukommen — und das mußte um jeden Preis vermieden werden.

So hatte Doktor Huhn sich denn endlich entschlossen, selbst an sie zu schreiben — an sie, die doch für ihn wie für sein Kind tot sein sollte. Erst hatte er versucht, in ganz wenigen kurzen Sätzen ihre flehentliche Bitte mit einem schroffen Nein zurückzuweisen. Aber dann überfiel ihn wieder die Furcht, daß allzu große Härte, zu deutlich ausgesprochene Verachtung sie erst recht herausfordern könnte, ihm zu trozen. Und so war denn endlich, lange nach Mitternacht erst dieser Brief zustande gekommen, den er jetzt zur Post trug und in welchem er ihr mit der ganzen Beredsamkeit seiner Herzensangst die Frevelhaftigkeit ihres Unsinnes bezeugend zu machen suchte. Wenn wirklich diese plöblich erwachte Sehnsucht nach ihrem Kinde nicht nur auf einer flüchtigen sentimentalischen Laune beruhte, wenn sie noch einer tieferen Empfindung fähig war, so mußte sie sich durch seine Worte überzeugen lassen, daß sie die Wege ihres Töchterchens niemals kreuzen dürfe, wenn anders ihr wirklich deren Wohl am Herzen lag.

Mit einem Seufzer der Erleichterung hörte er den Brief in den Kasten fallen und mit dem Gefühl eines Mannes, der aus finsterner Wirnis endlich einen Ausweg gefunden hat, machte er sich auf dem Heimweg. Aber dies Gefühl der Beruhigung hielt nicht lange vor. Denn als er das Schulzimmer betrat und die Blicke der jungen Leute

sich gerichtet sah, da kam es ihm plöblich wieder zum Bewußtsein, wie wenig doch schließlich ausgerichtet war, selbst wenn es ihm gelang, die Stiefschwester zum Verzicht auf ihre Ansprüche zu bewegen. Da unten saß ja ein Mitwischer seines ganzen schmadvollen Geheimmiffes, ein ehrlicher, braver Bursche freilich, der es schwerlich aus Knabenhafter Wichtigmacherei seinen Kameraden verraten würde, der aber gerade mit seiner etwas plumpen Energie das größte Unheil anrichten konnte. Dieser Jürgensen war ganz der Mann dazu, aller vernünftigen Ueberlegung zum Trotz seinen wahnwitzigen Entschluß auszuführen und die schöne, reuige Sinderin zu heiraten. Und dann war er ein gefährlicherer Gegner als die Mutter selbst. Was in aller Welt sollte das für eine Ehe geben, selbst wenn es Frau Verhaes mit ihrer Sinnesänderung ernst war! Und wenn er mit Hilfe des grausam unvernünftigen Gesetzes wirklich die Auslieferung Lisbeths erzwingen konnte, welche Stellung würde dann das arme Kind zwischen zwei so gänzlich einander wesenfremden Gatten einnehmen! Nein, wie man auch den Gedanken drehen und wenden mochte, immer kam eitel Widersinn heraus. — Und hinter dem breiten Rücken des Niesen sich ängstlich versteckend sah Harro von der Bitte und wagte nur von Zeit zu Zeit im Bewußtsein seiner gestrigen Tollkühnheit einen scheuen Blick zum Katheder hinauf. Der Knabe, der sich hinter dem Mann versteckte — ein dummer Jungensreich verborgen hinter dem Eigensinn eines wahnbehörten Kraftmenschen — die Lächerlichkeit dacht hinter dem grausam ersten Schicksalauernd! Nein, er konnte unmöglich in diesem Hause bleiben, solche Schüler noch länger unterrichten — unmöglich, unmöglich! Und dabei wußte er noch gar nicht einmal, in welcher „feinen Gesellschaft“ Herr Jürgensen die Madame Verhaes kennen gelernt hatte!

(Fortsetzung folgt.)